

(Nachdruck verboten.)

89]

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Pete sah aus wie ein Mann, der sich wacker mit dem Leben herumgestritten hat und, wenn er auch in dem Kampf unterlegen ist, doch der Welt nicht grollt. Im nächsten Augenblick hatten Zem-y-Lord und der Bote das Zimmer verlassen, und die Thür war geschlossen.

„Was sagst Du dazu, Phil? Ist sie nicht ein Prachtmädel?“

Pete ließ die Kleine auf seinem Knie tanzen und sah sie von der Seite mit entzückten Augen an.

„Sie ist ein süßer kleiner Engel,“ sagte Philipp mit leiser Stimme.

„Nicht wahr?“ rief Pete, und dann schwachte er darauf los, als ob er der glücklichste Mensch von der Welt wäre. „Dir selbst hat so was die ganze Zeit über gefehlt, Phil. Du kannst mir's glauben. Es wäre die beste Unterhaltung für Dich. Was man für Spaß mit kleinen Kindern hat, ist kaum zu sagen. Sie sind die reinsten Schauspielerspieler! — immer stellen sie etwas anderes vor, bald dies, bald das — 's ist zum Lottachen. Wenn Du bei Deinen Büchern schrecklich müde geworden wärest und nach ein bißchen Spaß verlangst, brauchtest Du nur an den Treppenrand zu gehen und hinunter zu rufen: „Wo ist denn mein kleines Mädchen?“ Dann käme sie heraufgewatschelt, Stufe für Stufe, hielte sich am Geländer fest, und setzte ein Füßchen vor das andre. Und du meine Güte! Der Staub, den es dann hier im Studierzimmer gäbe! Du lägst der Länge lang unten auf dem Teppich, und die Kleine ritte auf Deinem Rücken und rutschte Dir bis auf den Hals herab. Ganz wie bei dem Mann auf dem Bilde, der die Welt auf den Schultern trägt. Deine eigne kleine Welt war' es ja auch, und wie würde sie lachen und jauchzen! Und dann nachts, Phil, nachts, wenn Du von Deinen Vorladungen und Vollmachten aufständerst und nach der kleinen Schlafstube schluchst — ganz leise, leise, auf den Fußzehen — erst an der Thürspalte horchstest, „ob sie wohl ruhig schläft?“ und dann hineinschlüpfst und alles still fändest und sähest, wie das rote Kaminfeuer ihr Gesichtchen beleuchtet, und sagtest „Gott segne das Herzchen“, und glücklich in Deine Stube zurückkehrtest! Ach, Du mußt einmal durchaus so 'n eignes kleines Ding haben, Phil!“

„Er ist gekommen, mir etwas zu sagen,“ dachte Philipp. Das Kind rutschte von Petes Knie und fing an, auf dem Boden herumzukriechen. Philipp versuchte sich zu beherrschen und sich unbefangen zu unterhalten.

„Und wie ist es Dir selber gegangen, Pete?“ fragte er.

„Gut,“ sagte Pete, sich in den Haaren frauend, „aber doch wenigstens ganz leidlich.“ Dann starrte er auf den Teppich und stammelte: „Du wirst Dich über mich wundern, doch sieh,“ er zögerte, — „ich will Dir keine Unwahrheit sagen“ — nun fuhr es ihm plötzlich heraus: „Ich gehe wieder ins Weite — so ist's.“

„Wirklich?“

„Nun ja!“ sagte Pete mit verlegener Miene, „'s ist die volle Wahrheit. Ich denke ganz ernstlich daran. Siehst Du,“ fuhr er eindringlich fort, „wenn ein Mensch von der Reisedeut ergriffen wird, so steht's genau mit ihm wie bei der Hundstaut; er kann nicht lange in einem Bett liegen bleiben. Er muß bald hierhin, bald dorthin laufen und hält nirgends Ruhe. So ist's auch mit mir. Glaubte zwar wirklich, daß die alte Insel für den Rest meiner Tage groß genug sein würde. Aber nein! Es verlangt mich schrecklich zurück nach den Minen und der Niederlassung und den Negern und dem ganzen wilden Leben da draußen. „Das Meer ruft mich,“ weißt Du.“ Er lachte.

Philipp verstand ihn. Petes Absicht war, ihm aus dem Wege zu gehen. „Gedenkst Du lange fort zu bleiben?“ stotterte er.

„Nun ja. Ich dachte mir's so,“ sagte Pete. „Siehst Du, die Minen sind nicht mehr so ausgiebig wie früher, und man erwirbt sich nicht mehr so schnell ein Vermögen als zu meiner Zeit. Nicht, daß mir's etwa ein Reichthum zu thun ist —

was sollte mir der wohl nützen? Aber doch und trotz allem — nun, ich werde jedenfalls eine gute Weile weg sein.“

Philipp brachte mühsam die Frage heraus, ob er schon bald fort wollte.

„Morgen, mit dem Paketboot nach Liverpool, um mich am Mittwoch dort einzuschiffen. Ich habe schon die Runde gemacht, um den alten Kameraden Adje zu sagen, dem Jonaique und John, dem Küster, dem Niplightly und dem Briefträger Kelly. Haben nicht alle mehr 's Herz auf der richtigen Stelle; nur so etwas hier und da in ihren Eingeweiden verstreut; doch es ist nicht recht, gar zu viel zu verlangen. Der Hund hier ist, wie's scheint, noch der einzige, der sich nicht gern von mir trennt.“

Petes Hund war ihm in die Stube gefolgt und saß bescheiden zur Seite des Stuhls. „Man kann ihn nicht abschüttelein, den armen alten Kerl.“

Der Hund stand auf und wedelte mit dem Schwanzstumpf.

„Ja, ja, wir sind mit einander durch die Welt gewandert nicht wahr, Dempster? Und Du hast mich noch nicht satt bekommen, wie es scheint.“ Petes Gesicht zog sich jetzt in die Länge. „Doch da ist Grannie. Die liebe Alte geht jetzt wie 'ne Gewitterwolke herum und weiß nicht recht, ob sie sich über mich entladen soll oder nicht. Sie scheint zu denken, ich sei recht grauam gewesen. Ich kann es ihr nicht auseinander setzen. Vielleicht bringst Du es für mich ins reine, wenn ich fort bin. Dir wird's nicht schwer fallen, das zu stande zu bringen. Ich möchte nicht, daß sie eine schlechte Meinung von mir hätte, die arme Alte.“

Pete pfiff jetzt dem Kinde und lachte mit ihm, dann fuhr er mit leiserer Stimme fort: „Bar nicht in Castleton. Kam nur bis Ballasalla und sah den Schloßthurm. Dann sank mir der Mut und ich kehrte um. Du mußt ihr Lebewohl von mir sagen, Phil. Sag, daß ich ihr vergeben habe — nein nicht gerade das. Sag, daß ich ihr liebevolle Grüße schicke — doch, das geht auch nicht. Du wirst am besten wissen, was Du ihr sagen sollst, wenn die Zeit kommt, Phil; ich überlass' es Dir! Vielleicht erzählst Du ihr, daß ich heiter und zufrieden fortgegangen bin, und auch glücklich — warum nicht? Das wäre durchaus kein Unrecht. Jedenfalls nicht mit gebrochenem Herzen — denn wenn ein Mann ein Mann ist . . . hm —“ (er räusperte sich) — „es ist ganz merkwürdig, daß ich dieser Tage immer des morgens eine Pfeife rauchen möchte. Darf ich hier rauchen? Erlaubst Du's? Schönsten Dank.“

Er schnitt sich den Tabak mit seinem abgegriffenen Messer, stopfte die Pfeife und zündete sie an.

„'s ist mir leid, daß ich gerade vor Deinem großen Ehrentage fortgehe, Phil. Ich will den Schiffsherrn bereden, er soll eine Salbe abfeuern lassen, wenn wir an Castleton vorbeidampfen, und wenn Musikanten an Bord sind, will ich ihnen was in die Hand drücken, damit sie „Myle Charains“ spielen. Das wird Dir wie Amfelgesang in die Ohren klingen. Siehst zwar aus, als ob ich Dich im Stiche ließe. Aber nein; für mich ist's ja keine Ueberraschung. Ich habe es seit Jahren schon kommen sehen. „Du wirst noch der erste Manksmann auf der ganzen Insel“, hab' ich an dem Tag gesagt, als ich das erste Mal abreiste. Und Du hast mich nicht: Lügen gestraft. Erinnerst Du Dich noch des Morgens am Quai und was wir einander gelobten? Hast Du mir nicht geschworen, wie vorn Bürgermeister, daß niemand und nichts je zwischen uns kommen sollte — weißt Du es noch, Phil? Und niemand hat uns getrennt, und nichts soll's im stande sein.“

Er paßte aus seiner Pfeife und sagte mit Nachdruck: „Du wirst nun bald heiraten. O gewiß, recht bald, ich weiß sicher, daß es nicht mehr lange anstehen wird.“

Philipp konnte ihm nicht ins Gesicht sehen. Er fühlte sich klein und erbärmlich.

„Du bist ein gelehrter Mann und ein großer Mann, doch wenn Dir ein schlichter, gewöhnlicher Bursche einen Rat geben darf — ach, aber Du wirst schon von selbst keine Zeit verlieren wollen. Ich werde nicht dabei sein können. Ich bin dann vielleicht auf dem Wasser — die Wellen schlagen gegen das Bugspriet, der Wind rüttelt am Takelwerk, und das Schiff fährt hinaus in die Finsternis. Doch ich werde daran

denken, daß es zu Hause Morgen ist, daß die Sonne scheint, daß sich ringsum Wärme und Ruhe über alles ausbreitet und Du mit ihr in der alten Kirche stehst."

Er paffte jetzt immer stärker.

"Sag ihr, daß ich ihr meinen Segen zurücklasse. Sag ihr — doch die Art, wie ich rauche, ist schrecklich. Deine Vorhänge werden noch hundert Jahre lang nach Knaster riechen."

Philipps feuchte Augen folgten dem Kind auf dem Fußboden.

"Und was soll aus der Kleinen werden?" fragte er mit Anstrengung.

"Ach, die Wahrheit zu gestehen, das ist es gerade, weshalb ich zu Dir komme. Nun, wenigstens zumeist. Du siehst ein, daß ein kleines Kind für das Barockleben dort nicht paßt. Zwar schätzt man solch' kleines Ding dort mehr als Gold und Edelsteine, besonders wenn's ein Mädchen ist. Aber doch in der Umgebung von Riggern und rohen Kerlen, die nur einen schwachen Begriff von Sitte und Anstand haben, die ..."

Philipp unterbrach ihn eifrig: "Willst Du sie bei Grannie lassen?"

"Nun, nein, das war gerade nicht, was ich dachte. Grannie wird schon etwas alt und hat ihren Puff weg. Sie bedarf jetzt in ihren alten Tagen der Ruhe. Auch wird sie früher heimgehen, als die Kleine heranwächst — das läßt sich nicht anders erwarten. Nein, ich habe mir vielmehr gedacht — was meinst Du wohl, daß ich gedacht habe?"

"Was denn?" fragte Philipp mit fliegendem Atem. Er wagte nicht aufzusehen.

"Ich dachte bei mir ... nun ja, ich dachte ... wahrhaftig, ich habe gedacht ... ob Du nicht vielleicht selbst, jetzt ..."

"Pete!"

Philipp war aufgesprungen und hatte Petes Hand ergriffen, aber er brachte kein Wort mehr heraus, er fühlte sich ganz zu Boden gedrückt von Petes Großherzigkeit. Und Pete fuhr fort, als hätte er um eine große Gunst: "Sie ist ja mein Herzblut gewesen, so dacht' ich bei mir, und ich hab' niemand anders, dem ich sie anvertrauen könnte, niemand, dem ich sie überlassen möchte. Er wird sie lieben, hab' ich mir gedacht, er wird sie hoch halten; er wird sie aufziehen, als ob sie sein eigen wäre; er wird ganz wie ein Vater gegen sie sein ..."

Philipp rang mühsam danach, seine Fassung zu bewahren.

"Ich habe auch etwas zurückgelassen für sie," sagte Pete.

"Nein, nein!"

"Ja, doch; einen der ersten Landsitze auf der Insel. Cäsar hatte die Urkunden, ich habe sie aber zum Bürgermeister getragen und alles in Ordnung gebracht. Wenn ich fort sein werde —"

Philipp versuchte Einspruch zu thun.

"Aber kann denn der Mensch den Seinigen nicht geben, was er will."

Philipp schwieg. Er konnte nichts sagen. Der Schein sollte noch bis zum letzten Schluß des Trauerspiels gewahrt bleiben. "Und wenn ich da drüben in der Bretterhütte in meiner Schlafkiste liege — es giebt gute mit Matragen dort und warme Bettdecken, man hat über nichts zu klagen, Phil. — so werde ich sie von Jahr zu Jahr heranwachsen sehen, gerade als ob ich sie unter den Augen hätte. Jetzt geht sie in Aermelschürzen, werde ich denken, jetzt trägt sie lange Kleider und steckt sich die Zöpfe auf; jetzt ist sie so schlant wie ein Weidenzweig und so rot wie 'ne Rose, und das hübscheste Mädchen auf der Insel, und der Mutter wie aus den Augen geschnitten. O, ich werde sie im Geiste noch deutlicher sehen als auf einer Photographie."

Pete paffte wütend aus seiner Pfeife. "Und die Mutter, die werde ich auch sehen. Eine Frau durch und durch! Wo sich ein armes Mädchen in Schmach und Schande gestürzt hat, da wird sie bei ihm sein, dafür will ich mich verbürgen. Und Dich — o, auch Dich werde ich sehen, — vielleicht mit weißerem Haar, bei sinkender Sonne, doch immer noch stark. Und wenn ein armer Teufel vom Schicksal niedergeworfen ist und die Welt sich vor ihm verdunkelt, wird er zu Dir kommen, um sich Licht und Stärke zu holen, und Du streckst ihm die Hand entgegen, weil Du an Dir selbst erfahren hast, was es heißt, zu fallen und wieder aufzustehen, und weil Du ein Mann bist und Gott sich mit Dir versöhnt hat."

Pete drückte den Daumen in seine Pfeife und steckte sie

noch rauchend in die Westentasche. "Genug davon," sagte er heifer. "Was der Mensch nicht alles austramt, wenn er in die weite Welt hinaus will! Er lebt dann nur in Poesie oder dergleichen. hm, hm!" (er räusperte sich wieder) "muß die Pfeife aufgeben. Ist nicht gut für die Stimme."

Philipp konnte nicht sprechen. Die Stärke und Größe des Mannes überwältigte ihn. Es schnitt ihm durchs Herz, daß Pete weder sehen noch hören sollte, wie er seine Schande wegwuschte würde.

Das Kind war quer durch die Stube zu einem offenen Schränkchen gekrochen, das in einer Ecke stand, hatte sich dort einer Muschel bemächtigt und war jetzt eifrig bemüht, sie sich ans Ohr zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gletscherwanderung 40 Meiler überm Meer.

Ich bin nicht etwa am Nordpol gewesen und auf den Eisbergen spazieren gegangen. Nur zur nordwestlichen Grenze des Deutschen Reiches bin ich gefahren, dort, wo als einer der Trimmerpflücker des dereinst bis Helgoland südwärts und bis England westwärts reichenden Friesland die Insel Sylt aus dem gefrägigen Nordmeere ragt, als der Torso einer reichen versunkenen Kultur, als die verfallende Brücke zu einem nahen Tode. Während in dem Weltbad Westerland Tausende strandgemäß aufgeputzter Erholungsmenschen auf bequemer, langgestreckter Bretterstraße — Trampelpfad im Jargon der Badebörse genannt — sorglos promenieren, als wäre es im Rat der Ewigkeit beschlossen, daß für alle Zeiten dort ermüdete Großstadt-Leiber von der Kraft der Nordseewogen stählen massiert werden sollen; während dort üppige Gastschlösser emporgewachsen sind mit marmornen Treppenhäusern und elektrisch flammenden Glühblumen; während dort alle Delikatessen der Welt in zahllosen Restaurants feilgeboten und selbst der "Total-Anzeiger", die "Woche" und die "Morgenpost" Saisonkitalen unterhalten; während die erfrischten Seelen eifrig und feurig dem rauschenden Gaukelspielen der Geschlechter huldigen, sehrende Augen Blickfeuer senden, rote Lippen ätzend scherzen und die gebräunten Gesichter Kühner, straffer und sesselloser einander jagen; während in dem feuchten Sand gewaltige, buntbeslagte mit Devisen voll Budapest Theatergeistes gefirnischte Burgen von Kindern im Alter von 4 bis 80 Jahren ausgebildet werden, in den doppelseitigen Strandkörben, windgeschützten Nestern, herrlich mühsig sitzende Paare verloren träumen und mit hoher polizeilicher Genehmigung seit diesem Jahr sogar Mann und Weib, sofern sie durch das Standesamt mustergerichtet sind, gemeinsam im "Familienbad" den Kampf mit den Wellen aufnehmen dürfen — mit meinem (Wade-) Mantel in dem Sturm beschütz ich dich! — während so eine lustige behagliche Gesellschaft dem Heute sonder Furcht und Grauen lebt und sich sicherer wähnt als in der Großen Friedrichstraße, nagt die Flut wild und tödlich, zäh und unablässig; denn ihr gehört das Land samt allem, was auf ihm blüht und wirkt. Gerade in der allerletzten Zeit haben die von Nordwesten und Südwesten eindringenden Hochfluten den Westländer Vorstrand fast völlig verschlungen; wenn nicht bald andauernde östliche Winde dem Meere den Raub wieder abjagen, so ist das bunte Strandleben dem schnellen Untergang geweiht. Schon jetzt treibt jede mäßige Flut die Wasser weit zwischen die Pfähle, auf denen die Wandelbahn und Strandrestaurationen ruhen.

Aber die Schauer der Vernichtung reifen auch an dieser menschenvollen Stätte ins Bewußtsein. Erst der leere öde Norden der Insel lehrt die zerstörende Gewalt des Meeres. Eine flache Dampfbarke trägt uns über das Wattenmeer — versunkenes Land, das bei der Ebbe weithin trocken liegt und bei der Flut zum stillen Binnensee wird — zur nördlichen Halbinsel, dem Vistierland. Der vollständig versandete Hafen bildete einst den mächtigen Königshafen, in dem noch am Ende des 17. Jahrhunderts ein Chronist 1678 Schiffe von 12 Nationen gezählt hat. Jetzt ist die weite Bucht ganz einsam. Ein paar Boote sieht man in der Ferne und in den Sommermonaten bringt ein Dampferchen eiliche Touristen hierher. In den Himmel zeichnen Ketten von wilden Enten (Kridenten) dunkle geheimnisvolle Rinnen, wie Worte einer fremden Sprache.

Eine kleine Schar blondhaariger, blaugrüner und rothhäutiger Kinder lagern am Strande und muftern neugierig, aber stumm die wenigen Gäste, die dem unmittelbar auf den Sand auflaufenden Schiff entsteigen. Vor uns tanzt das Dorf Neu-Vist auf, wohl ein Dutzend Häuser mit etwa 50 Bewohnern. Mit Ausnahme eines neueren Gasthauses zeigen alle Hütten den altfriesischen Stil; hier stören noch nicht die abscheulichen neueren Neubauten und modernen Gebäude, die wie architektonische Verbrechen an der schönen Schlucht, in alter Tradition wurzelnden Volkskunst aussehen. Westerland ist zu einem wüsten Trödelbazar solcher gebauter Ausschweifungen geworden, auch in den andren Dörfern der Insel stören vielfach die elenden Puthaten neuerer Betriebamkeit. Hier hat man einen plumpen Vorbau angelegt, mit unechtem Schmuß, rohen Holzschmüzereien, anstassiert. Dort hat man einen alten Siebel mit

schwarzer Dachpappe überzogen und ihm den feinen alten Zug der Linde barbarisch verstümmelt. Hier aber in der List lebt noch ungestört die Volkshunst, die etwa bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts triebkräftig bleibt und dann plötzlich versiegt.

Es ist ein fast gespenstisches Problem, warum die neueste Zeit fast überall den Instinkt für sinnvollen, zweckmäßigen, einfachen und natürlichen Stil verloren hat. Diese alten Friesenhäuser scheinen wie von der Heide und dem Seesturm selbst erbaut. Ursprünglich bildeten sie eine gerade Linie. Dann hat man in der reicheren Zeit, da die Inselriesen als Seefahrer Geld und Schätze in die Heimat brachten, vornehmlich im 18. Jahrhundert, einen Flügel für die Stallungen im rechten Winkel angebaut. Die beiden Flügel vollenden Steinwälle, in denen allerlei Gräser und Heideblüthen Nahrung finden und auf denen wohl auch Schafe paarweise angebinden werden, zu einem Rechteck, in dem nun, von allen Seiten gegen den Sturm eingefriedigt, ein Gärtlein anwächst: Fliederbüsche, Rosen, Reben und Levkoien und ein paar zerzauste, oben tellerartig sich ausbreitende Bäume, die nicht über den Giebel hinauszuwachsen vermögen. Die Häuser selbst, die getrennt sich über die Heide erstrecken, ragen nur wenig über den Erdboden hervor. Ein paar Schritte entfernt, und man sieht nur noch die hohen, schiffgedeckten, schön und schlicht gegliederten Giebel, und noch ein paar Schritte weiter, dann sind sie in den linden Hebungen und Senkungen der rothspendenden baumlosen Heide versunken. Diese Hütten scheinen stets bereit, vor den furchtbaren Herbst- und Winterstürmen sich in den bergenden Schutz der mütterlichen Erde zu flüchten. Innerlich aber sind sie wahre Heimstätten, schützend gegen aller Wetter und Fröste Gewalt. Die Stuben sind nicht lufthole Löcher, die man willkürlich nebeneinander gereiht hat, sondern sie zeigen nach innen die äußere Architektur des Hauses. Die Umfassungsmauern sind nach außen aus roten Ziegelsteinen gebildet — die Ziegelei ist die einzige Industrie der Insel, außer der Fremdenindustrie — innen aber zierlich und behaglich mit blaue gemusterten Delfter Kacheln verkleidet. Die einzelnen Räume sind durch hölzerne Zwischenwände abgeteilt, auch die Decke ist getäfelt, alles mit einem fröhlichen, sauberen Blau überstrichen. Die Schränke sind in die Wände eingelassen, mit Scheibenthüren verschlossen. Auch die Betten waren früher in solchem Wandschrank untergebracht. Freilich der Hausrat stammt zumeist schon aus der modernen Fabrik. Kupferne Röhrenofen und Herde haben die alten Feuerstätten verdrängt. Nur selten sieht man noch ein Spinnrad. Die Nähmaschine herrscht auch hier. Und schredliche „Regulatoren“ hängen an den Wänden. Auch die Nationaltracht ist schon seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts in wirtschaftlichem Niedergang, weil allzu kostspielig verschwunden. Aber alle diese häßlichen Neuerungen haben die warme, sichere Traulichkeit der alten Häuser nicht zu zerstören vermocht. Mag draußen die See wüthen und der Gischt weithin ins Land an die wie mit ehernen Häuten in die Wände gepreßten Fenster flattern, hier spottet der Mensch als Baumeister den Tüden des Elements und die hohe, blonde, schlank Friesin, mit den seltsam feinen und ernstern, fast schwermüthigen Zügen beugt sich beruhigt über die Wiege ihres Kindes, dessen Vater weitab in fernem Meeren ein Schiff steuert . . .

Geschichtslos scheint das Dasein dieses winzigen einsamen Dorfes. Was wissen die Kinder der Lister Halbinsel von Gestern und Morgen, kein noch so leises Echo — so wähen wir — hallt vom rauschenden Strom der Zeit in dem verstreuten Menschenhäuflein wieder. Ein Wahn! Denn über diese einsame Halbinsel sind größere und wildere Ereignisse, Jahrhundert für Jahrhundert, hinweggegangen als irgendwo in den menschenvollen Landen, wo gebrängte Schöte ranchen und das Leben lärmend tobt. Ich denke nicht daran, daß in der Lister Tiefe gegen Ende des dreißigjährigen Krieges die schwedische Flotte von den Dänen vernichtet wurde, auch nicht an die andern Seeräubern, die bis hinauf zum Krieg von 1864 sich bei dieser Halbinsel ereignet haben. Gewaltigeres als solche rohen Katastrophen menschlichen Irthums hat hier sich ereignet. Das Dorf List selbst ist nur eine jüngere dänische Kolonie. Einst aber blühte hier weithin reiches Leben, fruchtbare Felder, leuchtende Dörfer, glückliche Menschen. Da brach im vierzehnten Jahrhundert die erste jener verheerenden Sturmfluten aus, der seitdem mehr als 150 folgten. Den Friesen wandert die Heimat aus — ins Meer, in die Dänen. Die See überfällt das Land, verschlingt unerfättlich ungeheure Stöße, dann aber türmt sie in gankelndem Hohn, scheinbar zum Schutze gegen die eigene Gewalt, riesige Dünen auf. Doch die Schützer sind doch nur willige Diener und Volkender der Seethraneei. Was das Meer übrig ließ, begräbt die Düne. Die Sandmassen wälzen sich langsam landeinwärts, überschütten Acker und Häuser und bringen unerbittlich weiter. Der Menschenvieth sucht sie zu binden und zu bannen, indem er sie durch Anpflanzung von Sandrohr und Sandhafer festigt — aber vergebens. Diese Dünen werden weiter pilgern, wie eine ungeheurer, langsam rollende Lawine, sie werden das ansterbende Wattenmeer zur unfruchtbaren Einöde machen und in Schleswig-Holstein ihr Werk fortsetzen, die grünen Marschen verdrängend . . .

Seit dem vierzehnten Jahrhundert ist die Lister Halbinsel unter Dünen verschüttet, die 40 bis 50 Meter hoch sich erheben. Aber indem die Natur zerstörte, schuf sie zugleich ein Wunder unheimlicher Größe und Schönheit.

Hinauf in das Gebirge des weißgelben Todes! Ueber die Heide und einen schmalen fruchtbaren Wiesenstreifen geht es einen sandigen

Flügel hinan. Oben befindet sich eine Hütte, in der man Bier und Schnaps schänkt, als letzte Spur menschlicher Thätigkeit. Und nun — nart uns einer von den vielen friesischen Unholsten? — sind wir mitten in den — Hochalpen. Himmeltrogend ragen schneebedeckte öde Kluppen, tiefer in den Thälern grüne Weiden, dort Mulden dunklen öden Gerölls, und breit und steil fließen weiß leuchtende Gletscher am Himmel. Das Auge hat alles Maß verloren. Es sieht in dieser blendenden Oede, während hinter einer faulen Wollenswand die Sonne klein und silbern gleitet wie der Mond, Meilen statt Meter, jähe Abgründe statt leicht geneigte Flächen. Ist es nicht wirklich ein Gletscherwanderer, die schwarze Gestalt, die in weiter Ferne mühsam und vorstichtig die unendliche weiße Wand Schritt für Schritt emporklimmt? Die Täuschung wird vollendet, als wir an einem Abhang die Blume der Hochalpen, den staßblauen Czuzian entdecken.

Erst als wir die Dünendistel bemerken, die die Farben des Meeres, des Himmels und des Strandes in sich spiegelt, werden wir uns des Truges belußt. Diese Alpen sind aus Sand geschichtet. Sand bildet den Firnenschnee und den Gletscher. Die hellgrünen Weiden sind das in Winde ragende Sandrohr, und das Geröll, zwischen dem Schneefurchen aufleuchtet, ist nur dunkles Moos und dürres Heidekraut. Daß aber hier die alpine Flora gedeiht, erklärt man daraus, daß die aus Norwegen herantreibenden Eisschollen keimfähigen Samen der dortigen Gebirge mit sich bringen.

In einem Thale lagere ich mich und träumte in dieser spukhaften Einsamkeit. Ich begreife, daß hier einst — im 17. Jahrhundert — die aus Land gestiegenen Mannschaften der schwedisch-holländischen Flotte entsetzt flohen, weil sie die Dänen ringsum mit Tausenden von Mäthern, deren Waffen in der Sonne strahlten, besetzt sahen. Ueber solches Mirakel schrieb der ehrsame Sylter Schiffer Geise Peters: „1644 den 25. Mai, am Tage Urbarus, hat Gott durch wunderbare Schickunge zugelassen, daß bey hellem Sonnenscheinendem Licht, als die Schweden auf List gewesen und aldar geschiffet, worsebst sie wahren vor den Dänischen mit ihren Schiffen eingeflüchtet, wie gesagt, doen ist oder sind ein Gespenst von Eilt ausgemasfren kamen bei dem Standt von der Seelant langs, als wolten sie nach List, gleich als ein großes Kriegsheer von etlichen Tausend Menschen mit Gewehr und Harnisch und dergleichen und ist wie berichtet worden, von etlichen hundert Menschen gesehen worden. Dies hat die Schweden so verschredet, daß sie alles verlassen, in ihre Schiffe sich begeben und nach See gegangen.“ — Es waren aber nur ein paar Sylter und Sylterinnen im gleißenden Sonntagsstaat, die den Spul veranlaßt . . .

Schwärme von Möven flattern zu meinen Häupten. Sie haben in den Dünen ihre Nester, einfache Löcher mit Seegras leicht gepolstert. In zierlichem Flug, die Brust wie Marmor schimmernd, kreisen sie paarweise. Aber ihr wimmerndes Schreien zerreißt jäh und unheimlich die sacht almende Stille dieser Düneinsamkeit. Woher so surschbare Stimmen in so anmutigen Wesen? Ich glaube, die tausendfältigen Todesjähre der vom Meere vernichteten Menschen leben in der Mövenstimme. Die Möven waren seit Jahrhunderten die einzigen überlebenden Zeugen des menschlichen Untergangs. Die Möven haben das Wimmern der mit dem wild hereinbrechenden Tode Ringenden gehört und — nachgeahmt. Der Mövenschrei ist die erinnernde Geschichte der zahllosen Menschen, die in den Sturmfluten untlamen. Ihr Untergang prägt sich in ihm ab, wie die prähistorischen Tiere im Gestein . . .

Wohl eine Stunde bin ich in dem Lister Dünengebirge gewandert, bis ich endlich den Beststrand des freien offenen Meeres erblickte.

Die vorchristlichen Friesen dachten sich die Welt als ein großes Schiff, das in dem Himmelsmeer schwamm und das Gott Ualdh, der Alte, als Kapitän regierte. Sie nannten das Schiff de Mannigwaldh, die Mannigfaltigkeit.

Die Mannigfaltigkeit bleibt der Welt, auch wenn nur Möven über das Sandgebirge des Todes fliegen, in deren Tiefen die Dörfer der Menschen schlafen. —
Joc.

Kleines Feuilleton.

og. **Storbender Wald.** Das ist die schönste Zeit, wenn die Heide blüht, diese stillen linden Herbsttage, wo des Sommers Lust noch einmal aufstammt. Die Luft ist klar und durchsichtig wie Glas, alle Farben leuchtend, alle Formen scharf umrissen. Und der Himmel tiefblau und die Sonne goldenhell.

Gestern bin ich draußen gewesen im Walde. Kreuz und quer bin ich gegangen, ziellos, planlos, ohne Weg und Steg.

Die Heide blühte an allen Enden. Ueber Hänge und Halben spann sich ein lilavioletter Teppich: die Erila, das Heidekraut. Schwere Duftwogen strichen darüber hin, die Bienen summten mit den Hummeln um die Wette, goldbraune Schmetterlinge taumelten wie trunken durch die sonnenflimmernde Luft. Und die Föhren standen hoch und schlank, wie Palmen, und das Moos war weich und dunkelgrün, und über allem lag die Einsamkeit.

Lag da heute, denn es war Aftag . . . Aber morgen, morgen! Morgen ist Sonntag! Und es wird laut in dir werden, stille Heide, der Städter kommt! Er kommt unter die dunkeln Föhren, er lagert sich in das weiße Moos und in das blühende Heidekraut.

Und er trinkt den kühlen Hauch deiner grünen Wipfel, und, was an seiner Seele klebt, vom Alltagsdunst und Alltagsstaub, das fällt ab wie Schlacken vom Golde. Und er breitet dir die Arme entgegen und jubelt und juchzt: „Heide, du blühende Heide!“

Leichte Kinderfüße werden hintrippeln über deinen schwellenden Grund. Zierliche Mädchenfinger werden dich zu Kränzen winden, Heidekraut. Männeraugen, getrübt vom Staub der Fabriken, baden sich gesund in deinem Grün.

Heide, du blühende Heide, schön bist du in deiner Einsamkeit, schöner am Sonntagnachmittag, wenn dein Leben tausendfach neues Leben spendet! Und ich ging immer weiter, hügelab, hügelan und wieder hügelab, und überall blühte das Heidekraut.

Hinter ragendem Hochwald eine Lichtung. Eine Lichtung? Rein! —

Eine Straße durch den Wald gehauen, mitten zwischen harzigen Föhren eine Allee kümmerlicher Hornbäume.

Eine? — zwei, drei, immer mehr.

Wegweiser stehen an den Ecken, zierlich gearbeitet, mit prosaisch deutlicher Schrift: Straßemannen, Straßen, Straßen und immer wieder Straßen. . . Straßen, in denen das Niedgras wächst und Inmortellen und Nachtkerzen blühen. Straßen durch den Wald, ohne Häuser.

Rein, da drüben steht doch eins, eine zierliche Villa, Gartenanlagen ringsherum. Die Fontaine plätschert. Die Georginen leuchten brennendrot aus buschigem Grün; in der Weinlaube tönen Stimmen, die eine lacht hell auf: „Ja, jetzt sieht man ja nichts weiter hierum, als die bämlichen alten Kiefern und Heidekraut, aber wartet man noch ein Jahr, dann ist hier alles bebaut.“

„Und 'n Geschäft is hier zu machen,“ sagt eine zweite behäbige, fette Stimme.

„Zu verdienen ist hier am Grund und Boden — zu verdienen! . . .“

Ein Windstoß fegt durch die Föhren, daß sie knarren, ein schwüler Duft steigt aus dem Heidekraut.

Und über ein Jahr —!

Theater.

Luisen-Theater. „Neue Luft“. Schauspiel in vier Aufzügen von M. A. Simatschek. — Am letzten Freitag hat das Luisen-Theater sein neues Spieljahr recht verheißungsvoll durch die Erstaufführung eines bisher in Deutschland noch fremden Schauspiels „Neue Luft“ begonnen. Simatschek behandelt ein soziales Künstlerproblem. Im Mittelpunkt des Ganzen steht die Familie des Malers Franz Elis, mit Frau und Tochter. In Elis lernen wir einen echten Künstler kennen, dem es nicht vergönnt war, sich in bedeutenden Schöpfungen auszuleben. Wohl hat er sich emsig um die Erreichung höchster Ziele bemüht. Ueber diesem Sisyphuskampfe wurde aber das kleine Privatvermögen der Frau allmählich aufgezehrt. Wäre diese nüchterne Frau nicht eine rechnerische Haushälterin gewesen, so hätte die Familie längst Hungers sterben müssen. Seit zwanzig Jahren währt das Elend; denn Elis mußte um des länglichsten Broterwerbs willen Schmetterlinge und allerlei Kleintierchen im Duzendpreis malen. Wer immer unter dem Knechtsjoch der Armut geht, verliert die Kraft, Großes zu schaffen. Das Elend ist ein Tyrann, es beugt den Willen, es demütigt den Stolz des Charakters, kurz, es zwingt den Getretenen, „Farbe“ anzunehmen. Elis sucht, um auch den Vorwürfen seiner ewig rechnenden Frau zu entgehen, die Wirtshaus-Atmosphäre auf; dort glaubt er, für einige Stunden sein Elend zu vergessen und den qualvollen Traum seines Künstlerwollens im Trinken vollends zu ersticken. Das Vereinslokal „Zur Palme“, einer Gesellschaft von mimenden und singenden Dilettanten, ist seine Zuflucht. Der hier dominierende Geist der Flachheit behagt ihm schon so sehr, daß er selbst seine Tochter diesem Vamptreife als Mitwirkende überantwortet hat. Plötzlich kommt aber eine Aenderung. Ein reicher Keffe erscheint und nimmt dauernde Wohnung im Hause des Malers. Procop — so heißt jener — hat sein Vermögen selds in den Dienst jener feinen geistigen und künstlerischen Bildung gestellt gehabt. Er wird nun der Reiter der Familie. Zunächst hilft er ihr durch sein Geld vom Elend. Gleichzeitig aber bestrebt er sich, die Seelen aus dem Banne ihrer seitherigen Niedrigkeit zu erlösen. Es gelingt ihm. Zudem er Hela, die Tochter, zu sich heranzieht und ihre Liebe erwirbt, giebt er auch den Vater, der eben die Schmach seines Lebens durch Selbstmord zu tilgen begriffen war, wieder dem Glauben an sich und an das Leben zurück.

Simatscheks Schauspiel ist ein soziales Theaterspiel in edelsten Sinne. „Luft und Licht ändern nicht nur die Farben der Blumen, sondern auch die der Seelen,“ so heißt die These. Ihre glückliche Lösung zeigt sich im Aufbau und Abrollen der an sich einfachen Handlung sowohl, als im „Müssen“ und in der seelisch vertieften lebenswahren Zeichnung der Gestalten, obwohl manches ja noch sicherer präzisiert und im Sinne der dramatischen Wirksamkeit schärfer hätte herausgearbeitet werden müssen. Aber dafür entschädigt so manch tiefes Wort, so manch feinsinniges Detail, das den echten Dichter verrät. Die Besetzung kam im ganzen glücklich genannt werden. Gertrud Hedda (Hela), Emile Kurz (die originelle Hausbesorgerin), Elise Hüfte (Betty Elis), Emil Achterberg (Franz Elis), Emil Kühne (Procop), Heinrich Liebsmann (Emil Vitak, eine Art teuflischer „Franz Mohr“ en miniature)

boten recht annehmbare Leistungen. Der dem Drama bei seiner Erstaufführung zu teil gewordene äußerliche Erfolg dürfte sich indessen durch ein auf intimste Milieustimmung abzielendes, sprachliches wie darstellerisches Gesamtspiel nur noch innerlicher gestalten. —

e. k.

Hygienisches.

en. Soll man zum Essen trinken? Die Lehre, die in das alte Söbergwort: „Oh ich, trink ich nicht“ zusammengefaßt ist, findet bei vielen Leuten Glauben, aber Dr. Oswald weist darauf hin, daß dieser Glaube ein Aberglaube ist. Ein gesunder Mensch, behauptet dieser Hygieniker, kann unmöglich eine gute Mahlzeit von heißen und teilweise fetten Speisen zu sich nehmen, ohne ein wirkliches oder natürliches Bedürfnis nach einem kühlenden Lösungsmittel zu empfinden. Die angeblich gesundheitsgemäße Regel aber sagt, dieser Reiz sei ein falscher und dürfe nicht befriedigt werden, weder durch den Genuß eines geistigen Getränkes noch auch durch den von Wasser. Als Beweis für dieses Gesetz wird hauptsächlich die Behauptung ins Feld geführt, daß die Einführung von kaltem Wasser die Eiweißstoffe in den geöffneten Speisepartien zum Gerinnen bringen und damit die Arbeit der Verdauungsorgane erschwere. Dieser Beweis leidet jedoch an der Schwäche, daß er eben selbst noch bewiesen werden mußte. Es giebt erfahrene Aerzte, die im Gegenteil dafür eintreten, daß wirre Speisen im allgemeinen noch zu fest sind, und daß außerdem ein kaltes Getränk durch die Körperwärme sehr schnell auf eine richtige Temperatur gebracht wird, endlich daß der Magen ohne Zufuhr von Flüssigkeit beim Essen unter einem Uebermaß von Wärme und einem Mangel an Feuchtigkeit leiden muß. Erhält er diese Feuchtigkeit nicht von außen her, so entzieht er sie anderen Körperteilen, wo sie gerade weniger gebraucht wird, und die Folge davon ist das Unbehagen, wenn man isst, ohne zu trinken. —

Humoristisches.

— Kleiner Irrtum. Dorfweirt: „Du, Stasi, die all' Henn' wird scho' ganz tappisch — die müß'n ma abstek'n! Schon drei Tag' sitzt ' auf den Billardbällen und will ' ausbrüten!“ —

— Ein echter Dackisch. „Ach, wie rührend ist dieser Roman! . . . Wenn ich nur auch schon unglücklich verheiratet wär!“ —

— Protest. A.: „ . . . Leugnen Sie nicht, Sie sind der Herr Müller, der mir die anonyme Karte geschrieben hat!“

B.: „Ja was glaub'n S' denn! — Ich werd' zwei Pfennig für Sie ausgeben!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Freie Volkshöhne bringt heute nachmittag 3½ des Drama „Johann Gabriel Borkmann“ im Metropolis-Theater zur Aufführung. —

— Das Deutsche Theater bringt an Novitäten: im September Carol Henlings Bauernschwanz „Der Schachgräber“ in Verbindung mit Max Dreyers „Sichwähl“, im Oktober Maurice Maeterlinds Drama „Ronica Banna“, im November Max Bernstein's „D'Mali“ und Carl Schönbers Schauspiel „Der Sonnenblag“. Für die zweite Hälfte der Saison sind neue Dramen von Max Dreyer, Gerhard Hauptmann, Arthur Schnitzler und Hugo von Hofmannsthal in Aussicht genommen. —

— August Strindberg will wieder nach Paris übersiedeln; er arbeitet an zwei neuen Schauspielen, deren Stoff der französischen Revolutionszeit entnommen ist. —

— Die Societäre des Deutschen Theaters erhielten für das abgelassene Spieljahr (vom 1. Juli 1901 bis 30. Juni 1902) außer einer fünfprozentigen Verzinsung ihres Kapitals 28 Prozent ihrer Einlage. Die Tantieme des Direktors Wahrung betrug zehn Prozent. Das Kapital der Gesellschaft ist durch Amortisation von 250 000 M. in den acht Spieljahren auf 20 000 M. reduziert worden. —

— Hermann Sudermanns Drama „Die drei Reihersfedern“ gehen im September im Wiener Burg-Theater in Scene. —

— Das Berliner Tonkünstler-Orchester giebt für die Donnerstags-Konzerte Saisonkarten zum Preise von 3 M. aus. Die Konzerte finden im Deutschen Hof, Ludauerstraße 15, statt. —

— An der Ostseite des Felsens von Gibraltar hat man eine Höhle entdeckt, die 110 Meter lang, 20 Meter hoch und an der breitesten Stelle 13 Meter weit ist. Es sind reichliche Stalaktiten und Stalagmiten von verschiedener Gestalt und Größe vorhanden. —